

Franziskus – nur ein Papst der großen Gesten?

Ein Jahr ist es her, dass der erste Lateinamerikaner auf dem Stuhl Petri mit brechender Stimme am Ostersonntag seinen Ostersegen von der Petersbasilika sprach. Tags darauf, am 21. April 2025, starb Papst Franziskus mit 88 Jahren und nach zwölf Jahren im Amt. Was bleibt von dem, der so anders von der Kirche sprach?

Antworten von seinem Ordensbruder und Biograph, dem Jesuitenpater **Andreas R. Batlogg** im Kirche+Leben-Interview.



Papst Franziskus führte die katholische Kirche von 2013 bis 2025.

Foto: Robert Harding (Godong / Imago)

Pater Batlogg, wie haben Sie den Tod von Papst Franziskus erlebt?

Das hat mich eiskalt erwischt. Ich war noch in Wien, weil ich am Ostersonntag den Gottesdienst aus Rom für den ORF kommentiert hatte. Während der Übertragung wussten wir lange nicht, ob der Papst überhaupt erscheinen würde. Und dann kam er – sichtbar gezeichnet, im Rollstuhl von seinem Krankenpfleger geschoben. Das „Buona Pasqua“ hat er re-

gelrecht herausgesprengt. In diesem Moment war spürbar: Es steht nicht gut um ihn. Aber ich konnte mir nicht vorstellen, dass er am nächsten Tag tot sein würde. Am Ostermontag kam dann die Nachricht aufs Handy. Sie hat mich tief getroffen. Aus dieser Traurigkeit heraus bin ich noch in eine Messe gegangen. Eigentlich hatte ich gehofft, er würde sich noch einmal erholen, sich vielleicht im Sommer stabilisieren. Sogar ein Rücktritt erschien mir für den Fall, dass ihm das Sprechen nicht mehr dauerhaft möglich gewesen wäre, denkbar.

Was zeichnete Franziskus als Person besonders aus?

Er war kein Schreibtischtäter, sondern ein Papst der Begegnung. Einer, der zum Telefon griff, der Menschen direkt ansprach und ihre Nähe suchte. Diese Unmittelbarkeit war außergewöhnlich. Gleichzeitig konnte er scharf sein, bisweilen auch schroff. Seine Kritik an der Kurie oder manch spontaner Impuls sprechen eine deutliche Sprache. Gerade diese Mischung machte ihn aus und erklärt, warum er so unterschiedlich wahrgenommen wurde.

Wie nehmen Sie als Franziskus-Kenner das Pontifikat im Rückblick wahr?

Ich halte wenig von der These einer „mageren Bilanz“. Franziskus wurde früh zur Projektionsfläche: Für die einen war er ein großer Reformator, für die anderen ein permanenter Störfaktor. Diese Spannung war während seines gesamten Pontifikats spürbar. Unstrittig ist jedoch, dass er Bewegung in die Kirche gebracht hat. Seine Spontaneität, seine Unmittelbarkeit, seine Nähe – all das bedeutete im Vergleich zu seinem Vorgänger Bene-

dikt XVI. einen Bruch, fast schon einen Umsturz. Dieser frische Wind war vor allem zu Beginn seiner Amtszeit von großer Bedeutung. Und dann die Initiativen: Lampedusa, Abu Dhabi, die Synoden zur Familie, zur Jugend, zu Amazonien. Dazu Enzykliken wie „Laudato si“ und „Fratelli tutti“. Das sind keine Fußnoten, sondern Markierungen, die weit über die Kirche hinaus wahrgenommen wurden.

Was bleibt von Franziskus' Amtszeit?

Ganz klar die Synodalität. Die Idee, dass Kirche ein gemeinsamer Weg, ein Prozess des Hörens, Beratens und Ringens ist. Dass unterschiedliche Stimmen nicht als Störung, sondern als Chance verstanden werden. Diesen Prozess hat er kurz vor seinem Tod sogar noch bis 2028 verlängert. Hinzu kommt sein Blick für die Armen und sein Einsatz für soziale Gerechtigkeit. Die „Kirche der Armen für die Armen“ war für ihn kein Schlagwort. Und seine Kritik an einer „Wirtschaft, die tötet“, ist weiterhin aktuell. Das sind Themen, die sich nicht einfach erledigen.

Viele kritisieren dennoch, dass für Franziskus Gesten letztendlich mehr zählten als Inhalte und Strukturen ...

Diese Trennung greift zu kurz. Er verband beides miteinander. Seine Gesten waren oft überraschend, fast schon ikonisch: die Fußwaschung im Gefängnis, der Kniefall vor sudanesischen Konfliktparteien. Gleichzeitig gab es handfeste inhaltliche Arbeit. Denken Sie nur an die Kurienreform „Praedicate Evangelium“! Doch genau hier liegt auch eine Schwierigkeit. Franziskus wollte Prozesse anstoßen und nicht alles bis ins Letzte vorgeben. Das hat eine fruchtbare, aber auch eine irritierende Seite. Vieles blieb offen,

manches wurde nicht konsequent weitergeführt. Aber gerade darin bestand sein Programm. Bewegung erzeugen statt Endpunkte setzen.

Kardinal Gerhard Ludwig Müller sprach damals in einem Interview davon, dass Franziskus „manchmal etwas zweideutig“ gewesen sei. Hätte er sich bei vielen Themen stärker festlegen müssen?

Die Frage ist nicht unberechtigt. Aber sie spart die Machtverhältnisse in der Kurie aus. Unter den Kardinälen und Bischöfen war der Widerstand gegen Franziskus teils beträchtlich. Vor diesem Hintergrund tat er aus meiner Sicht das ihm Mögliche. Die Amazonassynode ist dafür ein gutes Beispiel. Ich glaube, Franziskus stand kurz davor, beim Pflichtzölibat einen Schritt weiterzugehen. Dann gab es massiven Gegenwind. Und er bremste. Ähnlich bei der Weltausstellung: kein klassisches Abschlussdokument, sondern ein offener Prozess. Das erzeugt ohne Frage Unschärfen. Aber es eröffnet eben auch Räume. Und diese Räume müssen jetzt gefüllt werden. Synodalität ist keine Taktik, sondern eine Haltung, ein Stil. Synodale Prozesse dauern.

Wie tief war die innerkirchliche Spaltung unter Franziskus?

Sehr tief. Es gab offenen Widerstand, nicht nur hinter den Kulissen. Franziskus hat die Kurie immer wieder brüskiert, mitunter auch bewusst provoziert. Das blieb nicht folgenlos. Zugleich war er kein Mann der Apparate. Er setzte, wie gesagt, auf persönliche Kontakte, auf direkte Kommunikation. Das war eine große Stärke und zugleich eine Schwäche, sobald es um dauerhafte institutionelle Stabilität ging.

Auch das Verhältnis zwischen Rom und Deutschland war unter Franziskus nicht das beste. Er soll dem ehemaligen DBK-Vorsitzenden Georg Bätzing gesagt haben, dass es nicht zwei evangelische Kirchen in Deutschland brauche. Woran lag das?

Sein Blick auf Deutschland war ambivalent: eine wohlhabende, gut organisierte Kirche und gleichzeitig dramatische Austrittszahlen, ein sichtbarer Glaubensverlust. Das hat ihn irritiert. Hinzu kamen Missverständnisse, etwa beim Synodalen Weg. Seine Bemerkung war ökumenisch unsensibel. Aber sie zeigt, dass er bestimmte Entwicklungen mit Skepsis sah. Zudem darf man nicht vergessen: Sein Fokus lag stark auf anderen Weltregionen wie Lateinamerika, Afrika und Asien. Dort verortete er die Zukunft der Kirche. Europa rückte in den Hintergrund.

Franziskus' Nachfolger Papst Leo XIV. wirkt ganz anders. Erleben wir gerade wieder einen Bruch?

Ich würde eher von einer Verschiebung im Ton als von einem Bruch in der Sache sprechen. Leo gibt sich ruhiger und kontrollierter, stärker auf Klarheit bedacht. Auch in der Liturgie und im Auftreten scheint manches wieder traditioneller zu werden. Doch das sind zunächst Stilfragen. Inhaltlich sehe ich viele Linien, die weitergeführt werden: Synodalität, soziale Fragen und die globale Perspektive. Zugleich versucht er, Auseinandersetzungen zu befrieden und Prozesse zu verstetigen. Vielleicht kann man es so sagen: Franziskus hat Türen aufgestoßen und Leo beginnt nun, die Räume dahinter zu ordnen.

Interview: Louis Berger ■

IM GESPRÄCH



Andreas R. Batlogg trat 1985 in den Jesuitenorden ein. Von 2009 bis 2017 war er Herausgeber und Chefredakteur der Kulturzeitschrift „Stimmen der Zeit“. Batlogg verfasste mehrere Bücher über Papst Franziskus. Von ihm stammt auch eine der ersten Biographien über Papst Leo XIV. |

Archivfoto: Walter Glück